

Popovs Erzählungen

Die Katastrophe von Pearl Harbor 1941 hätte vermieden werden können – das behauptet der ehemalige Doppelagent Popov, der im Zweiten Weltkrieg zugleich für die deutsche und britische Spionage arbeitete.

Der Spion zweifelte jäh am Sinn der Geheimdienste. Wovor er monatelang gewarnt zu haben glaubte, war just eben eingetreten: Japanische Bomber hatten am 7. Dezember 1941 die US-Flotte in Pearl Harbor überfallen und zerschlagen.

„Vier Monate davor“, erinnert sich der jugoslawische Ex-Agent und Anwalt Duško Popov, 64, „hatte ich gemeldet, wie und wann und wo die Japaner die US-Flotte angreifen würden.“ Als Spitzenagent der deutschen Abwehr, in Wirklichkeit aber für den britischen Geheimdienst tätig, habe er FBI-Chef J. Edgar Hoover Material übergeben, das die japanischen Angriffsabsichten „dokumentierte und bewies“.

Doppelagent Popov will sich sogar seiner Sache so sicher gewesen sein, daß er noch am Tag des Angriffs erwartet habe, die US-Flotte werde „einen großen Sieg über die Japaner“ erringen.

Da erfuhr er, der japanische Schlag habe die US-Flotte völlig unvorbereitet getroffen. Dem Spion war auf einmal, „als kollere mir das Gehirn im Schädel umher“. Popov verstand die Welt nicht mehr: „Wieso? Diese bohrende Frage nahm mir fast den Atem. Wir wußten doch, daß sie kommen würden.“

Wütend fuhr Popov zu seinem Kontaktmann beim FBI und wollte wissen, was aus seinem Pearl-Harbor-Material



Ehemaliger Doppelagent Popov
„Nicht schwer, sich das zusammenzureimen“



Japanischer Angriff auf Pearl Harbor 1941: „Wir wußten doch, daß sie kommen“

geworden sei. Der FBI-Mann hatte nur eine verschwommene Antwort. Popov schrie ihn an: „Charlie, was, zum Teufel, faselst du denn da? Du redest mit mir, nicht mit der ‚New York Times‘. Mit mir, Duško Popov, dem Mann, der im August hierherkam und euch sagte, daß die Japaner noch vor Jahresende Pearl Harbor angreifen werden! Ich habe euch sogar gesagt, auf welche Weise.“

Seither kann Popov nicht vergessen, was er für das größte Verbrechen Hoovers hält. An die Geschichte erinnerte er sich wieder, als er seine Memoiren zu schreiben begann. Popovs Bilanz: „Hunderttausende Leben hätten gerettet werden können, hätte nicht Hoover mein Material in eine Schreibtischschublade gelegt.“

Popovs Enthüllungen, in seinem 1974 erschienenen Buch „Spy-Counter-spy“ vorgetragen, erregten Aufsehen in einem Amerika, das durch Watergate und CIA-Skandale sensibilisiert worden ist. Die Kritik des ehemaligen Doppelagenten wurde begierig aufgegriffen, galt sie doch dem Mann, dessen Name für viele Amerikaner ein Synonym für Macht und Übermut der Geheimpolizei bedeutet.

Ein Senatsausschuß, der zur Zeit die Sünden amerikanischer Geheimdienste untersucht, lud daraufhin Popov zu einer Zeugenvernehmung ein. Grimmig bereitet sich der Anwalt auf seinen großen Auftritt in Washington vor. „Ich werde Hoover nicht schonen“, sagt er und fügt hinzu: „Einer der schlechtesten Menschen auf der Welt.“

Die Examinatoren des Senats werden freilich Mühe haben, Realität und Phantasie in den Mitteilungen des Duško Popov auseinanderzuhalten. Denn seine Memoiren, deren deutsche Aus-

gabe kürzlich im Molden-Verlag erschienen ist, enttarnen den „erfolgreichsten Geheimagenten des 2. Weltkriegs“ (Werbetext) als einen Zeugen mit recht unsicherem Erinnerungsvermögen*.

Dem Münchner Schriftsteller Günter Alexander Peis, der seit 15 Jahren mit seltener Akribie die Geschichte des deutsch-britischen Spionagekrieges erforscht und demnächst bei Econ darüber ein Buch veröffentlicht, erscheinen denn auch die Popov-Memoiren als „ein wunderliches Sammelsurium von Legenden und Halbwahrheiten“. Beispiele:

- ▷ Popov will dem FBI 1941 das neue deutsche Mikropunkt-Verfahren verraten haben — in Wahrheit war das Verfahren den Amerikanern seit Februar 1940 bekannt.
- ▷ Popov will einen der besten Abwehragenten, den Albaner „Cicero“, Mitte 1943 entlarvt haben — in Wahrheit war Cicero kein Abwehragent und arbeitete zudem erst ab Oktober 1943 für die Deutschen.

Schwer durchdringlich wird das Dikicht von Wahrheit und Dichtung, wo Popov erklären will, wie er mit den Geheimdiensten ins Geschäft kam. Dies ist seine Story:

Bei seinem Studium an der Universität Freiburg habe er, der Industriellensohn aus Dubrovnik, 1936 einen Kommilitonen namens Johann Jehsen kennengelernt, der ihm durch seinen Nonkonformismus inmitten des totalitären NS-Regimes aufgefallen sei. Mit Jehsen, dem „verwaisten Sohn und Erben eines Hamburger Reeders“, sei er gemeinsam in den Diskussionsabenden

* Duško Popov: „Superspyon“; Verlag Fritz Molden. Wien—München—Zürich; 336 Seiten; 28,50 Mark.



FBI-Chef Hoover (r.)
Horror vor Doppelagenten

des Freiburger „Ausländerklubs“ gegen Nazis zu Felde gezogen. Die Gestapo habe ihn schließlich verhaftet und so lange eingekerkert, bis er dank einer Intervention von Freunden Deutschland verlassen konnte.

Kurz nach Kriegsbeginn sei Jepsen bei ihm in Belgrad erschienen und habe ihm angeboten, für die Abwehr des Admirals Canaris zu arbeiten. Er, Popov, habe akzeptiert, zumal Jepsen in der Abwehr einen einflußreichen Posten bekleidet habe und Vertreter des britischen Geheimdienstes in Belgrad Popov zugeraten hätten, den Abwehr-Job zu übernehmen.

So sei er Doppelagent geworden. Als V-Mann „Iwan“ habe er für die Deutschen, als Agent „Tricycle“ (Dreirad) für die Briten gearbeitet.

An dieser Story mag Rechercheur Peis nur gelten lassen, daß Popov 1936 im Freiburger Gefängnis einsaß und 1940 in den Dienst der beiden gegnerischen Spionageapparate trat. Die Figur des Jepsen aber dünkt ihn „arg geschönt“: „Der Parteigenosse Jepsen, ehemals Mitarbeiter von Himmlers SD, war weder Antinazi noch Sohn eines Reeders, ja er hatte als Mitarbeiter des Finanzchefs der Abwehr mit der aktiven Spionage überhaupt nichts zu tun.“

Immerhin ist unbestritten, daß Jepsen seinen Freund ermunterte, in der Abwehr mitzuspielen. Popov wurde im Herbst 1940 dem Abwehr-Major Ludwig Kremer von Auenrode attachiert, der in Lissabon die „Kriegsorganisation Portugal“ leitete, Sprungbrett und Auftragsgeber der deutschen Spionage in England.

Im Dezember entsandte der Major seinen V-Mann nach England, weil Po-

popov den Deutschen eingeredet hatte, er habe an der jugoslawischen Botschaft in London einen Freund, der guten Einblick in die militärischen und politischen Verhältnisse Englands besitze. Kaum war er jedoch in London angekommen, da nahm sich seiner der britische Geheimdienst an.

Als „Tricycle“ wurde Popov Mitarbeiter des „Komitees Doublecross“, einer Sondergruppe des Secret Intelligence Service, die den Gegner mit falschen Informationen irreführen wollte. Über Popov floß ein Strom frasierter Meldungen in die Nachrichtenkanäle der Abwehr.

Das geschickte Taktieren des Doppelspions überzeugte John Masterman, einen der führenden Männer der britischen Gegenspionage, „daß wir in Popov einen hervorragenden Agenten erhalten hatten“. Auch die Deutschen zeigten sich beeindruckt.

Tatsächlich war die Abwehr mit den Leistungen ihres Iwan so zufrieden, daß sie ihn im Juni 1941 nach Lissabon zurückrief, um ihn mit einer größeren Aufgabe zu betrauen. Popov sollte in die USA reisen und dort einen Spionagering für die Abwehr aufbauen. Und just in diesem Augenblick will er auf die geheimen Angriffspläne der Japaner gestoßen sein.

Sein Freund Jepsen, so erzählt Popov, berichtete ihm von einer Erkundungsmission, die er in dem italienischen Hafen Tarent im Auftrag der Abwehr-Zentrale ausgeführt habe. In Tarent hatte die britische Marine im November 1940 die im Hafen liegende italienische Flotte überraschend angegriffen und schwer beschädigt.

Jepsens Auftrag habe nun gelaftet, alle Details über den britischen Angriff in Erfahrung zu bringen. Jepsen: „Das Seltsamste — diese Mission war für die Japaner.“ Der japanische Außenminister Matsuoka sei im März „in Begleitung eines ganzen Rudels hoher Armee- und Marineoffiziere“ in Berlin erschienen und habe die Abwehr „um nähere Angaben über Tarent“ gebeten.

Popov und Jepsen wunderten sich noch über das japanische Interesse für Tarent, da erhielt der Jugoslawe von seinem deutschen Führungsoffizier einen Fragebogen, der aufschlüsselte, was Iwan in den USA erforschen sollte. Auf einmal stützte er: Ein Drittel der Fragen galt den militärischen Anlagen auf der Pazifikinsel Hawaii mit dem Kriegshafen Pearl Harbor.

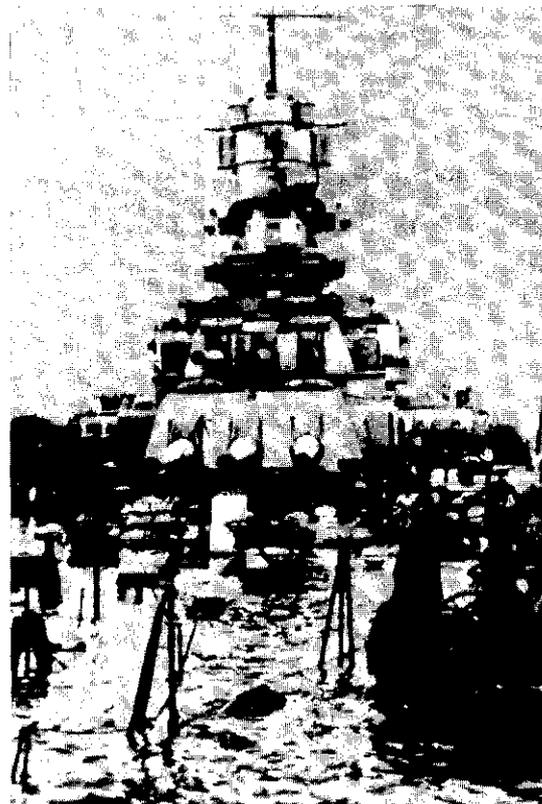
Popov weiß noch: „Plötzlich durchfuhr es mich. Das ergab die Verbindung zu Tarent!“ Er schloß, hinter der Fragebogenaktion stehe in Wahrheit die japanische Militärführung, die einen Angriff auf Pearl Harbor plane — nach dem Muster von Tarent. Popov: „Gar nicht schwer, sich das alles zusammenzureimen.“

Am 10. August 1941 brach der Doppelspion nach den USA auf, kurz darauf händigte er dem New Yorker FBI-Regionalechef Foxworth den Fragebogen und „ergänzende Daten“ aus.

Doch der FBI-Mann reagierte kühl und ungerührt: Das Material wirke „zu lückenlos, um glaubwürdig zu sein“, soll er gesagt haben. Popov schlug das ganze Mißtrauen einer unerfahrenen Abwehrpolizei entgegen, die einen Horror vor zwielichtigen Doppelagenten hatte.

Daran scheiterte auch der Plan, den der britische ND mit Popovs US-Mission verband: von New York aus das Doppelspiel mit den Deutschen fortzusetzen. Vor allem FBI-Boss Hoover mochte den Doppelagenten nicht, dessen Amouren ihn ebenso irritierten wie Popovs Verbindungen zur Abwehr.

„Sie sind wie alle Doppelagenten“, soll ihn „dieser klotzige Autokrat“ (Popov) einmal angebellt haben. „Sie betteln um Informationen, die Sie Ihren deutschen Freunden verkaufen können. Damit verdienen Sie einen Haufen Geld und spielen den Playboy.“ Selbst Interventionen des britischen Geheimdienstes konnten Hoover nicht umstim-



Zerstörtes Schlachtschiff in Tarent 1940*
Vorbild für die Japaner

* Italienisches Schlachtschiff „Littorio“.

men — 1942 brach er alle Kontakte zu Popov ab.

Hat Hoover damit auch die Katastrophe von Pearl Harbour mitverschuldet? Spionage-Experte Peis zweifelt: „An der Popov-Version stimmt so manches nicht.“

Zahlreiche Fakten sprechen in der Tat dagegen: Matsuoka reiste ohne Militärdelegation nach Berlin, im Frühjahr 1941 hatte Japans Führung noch nicht den Angriff auf Pearl Harbor beschlossen (die Entscheidung fiel erst im Juli). Zudem waren die Japaner viel zu mißtrauisch, der deutschen Abwehr wichtige Erkundungsaufträge anzuvertrauen — bis zum letzten Augenblick verschwieg Tokio den Deutschen seine Kriegsabsichten gegen Amerika.

Aber selbst wenn Popovs Material an die richtigen US-Stellen gelangt wäre, hätte es nur bestätigt, was man dort bereits wußte. Der britische Angriff gegen Tarent hatte Admiral Stark, den Chef des US-Marinestabes, schon Anfang 1941 veranlaßt, die Frage untersuchen zu lassen, ob mit einem solchen Angriff auch gegen Pearl Harbor zu rechnen sei.

Am 24. Januar lag die Antwort vor: „Kommt es zu einem Krieg mit Japan, so hält man es für leicht möglich, daß die Feindseligkeiten durch einen Überraschungsangriff auf die Flotte in Pearl Harbor eröffnet werden“ — so der Marineminister in einem Brief an den Kriegsminister.

Ab Spätsommer 1941 lasen außerdem US-Geheimdienstler die Telegramme Tokios an den japanischen Generalkonsul in Honolulu mit, in denen er immer wieder ermahnt wurde, laufend über die Lage in Pearl Harbor und die Bewegungen der dort liegenden Kriegsschiffe zu berichten.

Bleibt nur der ominöse Fragebogen, aus dem Popov das Wo, Wie und Wann des japanischen Angriffs herausgelesen haben will. Aber auch hier täuscht sich der Memoirenschreiber: In dem Drei-Seiten-Papier wird weder ein japanischer Angriff noch ein Datum erwähnt.

MOTORRADINDUSTRIE

Reines Glücksspiel

Weltweit produziert und profitiert die Zweirad-Branche — nur die Engländer, einst die Ersten des Gewerbes, brechen ein.

Für Dennis Poore, Chef der britischen Motorradfabrik Norton Villiers Triumph (NVT), ist der Einbruch seines Unternehmens ein „klassisches Beispiel für die Konsequenzen, die sich aus staatlichen Interventionen und dauerndem Kurswechsel entwickeln können“, für den angesehenen „Guar-

dian“ eine „Lektion, die sich die Kollegen in der Auto-Industrie zu Herzen nehmen sollten“.

In der Tat könnte der Niedergang der einst blühenden Branche lehrreich sein. Die Beinahe-Pleite des Motorradunternehmens zeigt, daß auch traditionell starke Zweige der britischen Industrie gefährlich veralten.

Der Versuch, mit neuen Transfusionen öffentlicher Mittel die kranken NVT-Werke am Leben zu halten, schien Industrieminister Eric Varley aussichtslos. So wird NVT, das noch vor wenigen Wochen hochfliegende Modellpläne präsentierte, in Zukunft kaum mehr als preiswerte Mopeds montieren.

Vor 15 Jahren noch produzierten und verkauften die Briten rund 250 000 Motorräder. Im letzten Jahr waren es



Motorrad-Manager Poore, Sozium*
„Nur machen konnte ich nichts“

ganze 23 221 Maschinen. Englands Renaissance siegen inzwischen auf japanischen Suzuki oder Kawasaki, allein der Honda-Konzern sicherte sich auf der Insel 54 Prozent des Marktes. Die Industrie, vor sechs Jahren noch 24 200 Arbeiter stark, wird künftig allenfalls 1500 Engländern zu Arbeit und Lohn verhelfen.

Auch der weltweit ausgebrochene neue Zweirad-Boom half den Engländern nicht weiter. Während die Japaner, aber auch Europäer wie BMW oder Italiens Moto Guzzi Monat um Monat stolze Absatzzahlen vorweisen konnten, fielen die Engländer immer weiter zurück.

Auf der Insel hat die ausländische Konkurrenz die einst hochgeschätzten Norton-, Triumph- und BSA-Maschinen längst abgehängt: Den britischen Anbietern blieb ein Marktanteil von

* Sportminister Denis Howell.

knapp fünf Prozent. Auf dem Kontinent erging es den Briten ähnlich. Viele Vertragshändler kündigten die Zusammenarbeit auf, weil die Motorräder unzuverlässig und teuer waren und die Ersatzteilbeschaffung nach den Erfahrungen des Hamburger Motorradhändlers Detlev Louis gar „zum reinen Glücksspiel wurde, bei dem nur eins sicher war: der Ärger“.

Von den NVT-Anlagen im Werk Wolverhampton sind 60 Prozent mindestens 20 Jahre alt, manche Fabrikgebäude stammen aus dem vergangenen Jahrhundert. Im NVT-Werk in Small Heath baut ein Arbeiter jährlich 10 Maschinen, ein Yamaha-Werker etwa 20.

In den Entwicklungs- und Forschungs-Abteilungen ließen die Briten nicht einmal 100 Experten denken, bei Honda, Suzuki, Kawasaki oder Yamaha arbeiten jeweils mehr als 1000 Techniker an neuen Modellen. 1960 noch exportierten die Japaner nur zwölf Prozent ihrer Maschinen, 1974 bereits 83 Prozent. Der britische Marktanteil, vor allem in den USA, hingegen ging dramatisch zurück.

Für hoffnungslos hielt eine Regierungskommission die Zukunft der Branche, die selbst bei neuen Staatssubventionen von 250 Millionen Mark frühestens Ende der achtziger Jahre wieder rentabel arbeiten werde.

Schon in den letzten zwei Jahren, wies Industrieminister Varley nach, sei der Motorrad-Bau, auch von seinem Vorgänger, dem Labour-Linken Tony Benn, mit Zuschüssen von mehr als 120 Millionen Mark gestützt worden. Dennoch, urteilte die Kommission, „bleiben der Industrie nur noch wenige Möglichkeiten“.

Eine Möglichkeit hatte nach Benns Willen die Übernahme der NVT-Fabrik im mittelenglischen Meriden durch die Arbeiter sein sollen: Als das Management den unrentablen Betrieb stilllegen wollte, besetzten die mit Staatsgeldern unterstützten Motorradspezialisten Werk und Direktorenposten. Doch auch die Arbeitermacht konnte nicht viel richten. Der Betrieb blieb unrentabel, das Produkt unattraktiv.

Die nach der Absage der Regierung entlassenen 1500 Arbeitnehmer des NVT-Werkes Wolverhampton wollen es dennoch wissen. Weil „unter unserer Verwaltung“, so Gewerkschaftsfunktionär Harry Littlehales, „nichts schlechter werden kann als bisher“, haben sie sich vorgenommen: „Wir werden den Laden schmeißen.“

Eine faire Chance haben sie kaum. „Es ist eine Tragödie“, fand NVT-Chef Poore, dessen Norton-Werk vor der Fusion mit den angeschlagenen Konkurrenten BSA und Triumph den Aktionären noch Dividenden überweisen konnte. „Ich habe das alles seit Monaten befürchtet. Nur machen konnte ich nichts.“